

# EINS

Als meine Mutter mich Ophelia nannte, fand sie das hochliterarisch. Sie wusste nicht, dass sie eine tragische Wahl getroffen hatte. Andererseits wusste sie wohl genauso wenig, was eine Tragödie ist, so wie Menschen aus besonders wohlhabenden Verhältnissen nicht realisieren, wie reich sie eigentlich sind; sie kennen es nicht anders. Meine Mutter fand den Namen schön, sie war der Meinung, er klinge wie ein Blumenname. Sie wusste, dass er zu einer berühmten Geschichte gehört (aber sie hätte nicht sagen können, ob es sich dabei um einen Roman oder ein Theaterstück handelte). Wahrscheinlich sollte ich mich glücklich schätzen, immerhin waren ihre anderen beiden Favoriten »Lolita« und »Gypsy Rose«. Ophelia hatte wenigstens einen Hauch von Würde.

Das geht mir durch den Kopf, während ich den Einkaufswagen durch die Gemüseabteilung des Supermarkts schiebe, vorbei an leuchtend grünen Äpfeln und knackigen Salatherzen, an riesigen, glänzenden Orangen und prallen, roten Paprikaschoten. Der mir allzu bekannte Mann vor der Fleischtheke winkt und schenkt mir ein Lächeln, das vermutlich gewinnend wirken soll, mir aber eine Gänsehaut über den Rücken jagt. Er wird so etwas wie »Hallo, Schätzchen« oder »Hallo, Kleine« sagen, und ich werde mich fragen, womit ich seine Aufmerksamkeit verdiene. Ich bin nämlich alles andere als ein offener oder warmherziger Mensch; ich kann es mir nicht leisten, zu freundlich zu den Leuten zu sein. Natürlich kann ich es mir genauso wenig leisten, zu *unfreundlich* zu sein. Ich kontrolliere mein Spiegelbild im Metallrahmen der Fleischtheke und vergewissere mich, dass ich unnahbar aussehe, ohne merkwürdig zu wirken. Mein Spiegelbild wird von den unzähligen Dellen und Kratzern im Metall verzerrt.

»Hallo, junge Dame«, sagt er, macht eine gezierte Geste und deutet eine Verbeugung an.

Ich lächle kühl, es ist kaum mehr als ein Hochziehen der Mundwinkel. Er tritt mit theatralischem Schwung beiseite, um mich vorbeizulassen.

Ich bin zu der Sorte Frau geworden, von der meine Mutter sich hätte einschüchtern lassen. An den meisten Tagen binde ich mein blondes, vom Waschen noch feuchtes Haar zu einem Pferdeschwanz zusammen; ich mag schlichte Eleganz. Ich trage einfache, legere Kleidung – umgekrempelte Khakihose und weiße Oversizedbluse unter einer

dunkelblauen Barbourjacke. Nichts Besonderes, außer dass meine Schuhe und meine Handtasche mehr kosten, als meine Mutter früher in zwei Monaten verdient hat. So etwas wäre ihr aufgefallen. Sie hätte mit schlechtem Benehmen reagiert, wäre pampig und gemein geworden. Das lässt mich kalt. Es ist eine Tatsache, schlicht und einfach, wie Tatsachen nun einmal sind. Na ja, die meisten jedenfalls. Dennoch erkenne ich meine Mutter in meinem Spiegelbild wieder – die helle Pfirsichhaut, die hohen Wangenknochen, die dunkelbraunen Augen. Und im Gesicht meiner Tochter sehe ich sie ebenfalls.

»Annie? Hal-lo?«

Ich stehe wieder in der Gemüseabteilung, ehrlich gesagt weiß ich nicht, was mich hierher zurückgebracht hat. In der Hand halte ich eine glatte, reife Nektarine. Ich muss sie angestarrt haben wie eine Kristallkugel, die mir meine Zukunft verrät. Ich hebe den Kopf und sehe meine Nachbarin Ella Singer, die mich ebenso amüsiert wie besorgt beobachtet. Ich weiß nicht, wie lange ich die Nektarine angestarrt habe, oder seit wann Ella versucht, auf sich aufmerksam zu machen. Wir sind mehr als Nachbarinnen, wir sind befreundet. Alle hier nennen mich Annie, sogar Gray, der es eigentlich besser wissen müsste.

»Jemand zu Hause?«, fragt Ella.

»Entschuldige«, sage ich mit einem kurzen Kopfschütteln, »ich habe wohl geträumt.«

»Alles in Ordnung?«

»Ja. Doch, wirklich.«

Ella nickt und greift ebenfalls zu den Nektarinen. »Wo ist Vicky?«

Alle Nachbarinnen, alle Lehrer und auch die Mütter ihrer Freundinnen nennen meine Tochter »Vicky«. Ich korrigiere sie nicht, aber innerlich zucke ich jedes Mal zusammen. Sie heißt nicht Vicky. Ich habe sie Victory genannt, weil der Name mir etwas bedeutet, und ich hoffe, dass er ihr irgendwann auch etwas bedeuten wird. Es stimmt, der Name ist mir in einem Anfall von übersteigertem Selbstbewusstsein eingefallen. Aber Gray verstand auf Anhieb und gab seine Zustimmung. An jenem Tag haben wir uns beide sehr selbstbewusst gefühlt. Ich zehre bis heute von dem Gefühl. Obwohl es mir in letzter Zeit und unerklärlicherweise immer öfter abhandenkommt.

»Sie ist bei Grays Stiefmutter. Schwimmkurs mit Oma«, sage ich und lasse die Frucht in den durchsichtigen Plastikbeutel fallen. Die Nektarinen duften süß und frisch. Sie sind fast überreif und kurz vorm Platzen. Eine alte Frau mit einer Gehhilfe aus Aluminium schiebt sich direkt hinter uns schwerfällig vorbei. Aus den unsichtbaren Lautsprechern dudelt eine blechern verzerrte, weichgespülte Version von »Don't Stand So Close to Me« von The Police.

»Wie nett«, sagt Ella nickend. »Hast du Zeit für einen Cappuccino?«

Ich werfe einen Blick auf meine Uhr, wie um nachzusehen, ob in meinem übervollen Terminkalender noch Platz ist. Dabei wissen wir beide, dass ich nichts zu tun habe und Victory erst in Stunden zurückkommen wird – nach dem Schwimmen, bevor es zum Mittagessen und anschließend nach draußen geht, wo die Nachbarskinder auf sie warten.

Die meisten von ihnen sind ältere Jungs, die Victory herumkommandiert wie eine Königin. Sie lieben sie dafür.

»Klar«, sage ich. Ella lächelt.

»Toll, dann sehen wir uns drüben, wenn du fertig bist.« Mit ›drüben‹ meint sie das kleine Café am Strand, wo wir uns immer treffen.

»Bis gleich.«

Sie schiebt ab. Ich mag Ella sehr gern. Sie ist immer so unkompliziert, offen und warmherzig, vertrauensselig und stets gut gelaunt; in ihrer Gegenwart fühle ich mich fast wie eine eiskalte Zicke. Ich winke ihr lächelnd nach. Mein Herz klopft. Wahrscheinlich habe ich schon zu viel Koffein intus, und mein Herz protestiert beim Gedanken an noch mehr. Vielleicht werde ich einfach einen Kamillentee bestellen.

Auf dem Weg zur Kasse fällt mir ein mürrischer Teenager auf, ein junges Mädchen, das neben seiner Mutter an der Feinkosttheke steht. Das Mädchen ist so dünn, dass seine Beckenknochen sich durch die Jeans zu bohren scheinen. Auf seinen Lippen funkelt rosafarbenes Gloss. Es hält sich ein Handy ans Ohr und kaut am rechten Daumennagel.

»Taylor, lass das«, sagt die Mutter und zieht an der Hand des Mädchens. Die beiden starren einander an wie rivalisierende Gangmitglieder. Ich frage mich, ob Victory und ich diese Phase, die Wirren der Adoleszenz, auch durchmachen werden. Ich kann es mir nicht vorstellen. Ich lebe in beständiger Angst, den Luxus der Auseinandersetzungen mit meiner halbwüchsigen Tochter nicht mehr erleben zu dürfen.

Ich gehe auf den Parkplatz und lade meine Lebensmittel in den Kofferraum. Ich sehe Ellas Auto davonfahren; sie hält die gespreizten Finger in die Höhe, um mir zu sagen: fünf Minuten! Sie wird nach Hause fahren und die Lebensmittel auspacken, bevor wir uns zum Kaffee treffen, und ich werde es genauso machen, schließlich wohnen wir nur wenige Minuten von hier entfernt. Dann brauchen wir keine Angst zu haben, das Hühnchen könnte schlecht werden oder das Eis schmelzen. Vorstadtsorgen, die ich mir gern mache, weil sie so simpel und relativ überschaubar sind. Aber als ich den Kofferraum zuschlage, kann ich es fühlen.

Es ist, als wäre die Sonne hinter einer dicken Wolkendecke verschwunden und der Himmel auf einen Schlag dunkelgrau. Bloß dass man nichts davon tatsächlich sehen kann. Es ist ein strahlender, ungewöhnlich kühler Frühlingsmorgen in Florida. Der Parkplatz ist voll, überall laufen Mütter und Kindermädchen mit Kindern aller Altersstufen herum. Die Osterferien stehen bevor. Ich höre Gelächter, das Kreischen einer Möwe; ich kann die salzige Luft und den Golf von Mexiko riechen. Aber innerlich zerreißt es mich. Durch meine Adern fließt kalte, schwarze Tinte.

Ich springe in meinen Geländewagen, verriegle die Türen, klammere mich ans Lenkrad und versuche, mich zu beruhigen. Ich kenne diese Panikattacken. Normalerweise handelt es sich um einzelne Zwischenfälle, so kurz und heftig wie die Sommergewitter hier unten. Während der vergangenen Tage habe ich jedoch eine nach der anderen erlebt, und ihre Intensität hat mich überrascht. Gray nennt das »Fehlalarm«. Ich halte es eher für eine Art Frühwarnsystem.

Die Attacke ist heftiger, düsterer als sonst. Ich fühle echte Angst, ich schwitze und werde kreidebleich. Ich atme nur noch unregelmäßig, aber beim Blick in den Rück- und Seitenspiegel kann ich nichts Ungewöhnliches entdecken. Der Gegensatz macht mich ganz benommen, fast werde ich böse auf den strahlend sonnigen Tag, auf die Leute auf dem Parkplatz, die so fröhlich vor sich hinleben.

Nach einer Weile fahre ich, immer noch zittrig, einfach los und steuere das Auto vorsichtig nach Hause. Ich biege in unsere Privatstraße ein und winke dem Wachmann an der Schranke zu, komme an prunkvollen Villen mit terrakottafarbenen Dachziegeln und bunten Briefkästen vorbei. Die Häuser ducken sich unter riesigen Palmen, die Briefkästen haben die Form von Seekühen, Delphinen oder Flamingos oder sind eine Miniaturnachbildung des Haupthauses. In den gepflasterten Einfahrten stehen die neuesten Modelle der Luxusklasse.

Als ich in unsere Einfahrt biege, hebt die Frau im Nachbargarten die Hand zum freundlichen Gruß. Sie gießt gerade ihre Blumen. Ich erwidere die Geste und versuche zu lächeln, während ich auf die Fernbedienung für das Garagentor drücke. Weil ich keine Lust auf ein schwachsinniges Gespräch habe, bleibe ich im Auto sitzen, bis das Garagentor sich hinter mir geschlossen hat. Ich stelle den Motor ab und warte. Das wilde Herzklopfen lässt nach. *Ich bin in Sicherheit*, sage ich mir. *Dieses Haus ist sicher*. Das Zittern hört auf. Mein Atem geht wieder regelmäßig. Ich drücke einen Knopf am Armaturenbrett und höre das Freizeichen.

»Oma anrufen«, sage ich.

»Anruf bei Oma«, wiederholt das Autotelefon förmlich. Victory *liebt* das Geräusch und fängt immer, wenn sie es hört, unkontrolliert zu kichern an.

Nach dem ersten Klingeln antwortet eine samtige Männerstimme. »Hallo?«

»Hier ist Annie«, sage ich und merke, wie zittrig meine Stimme klingt. Er antwortet nicht gleich; auch er hat es bemerkt. Ihm entgeht nichts.

»Hallo, Annie.« Die gleichbleibend ruhige Stimme meines Schwiegervaters Drew. Ich sehe vor mir, wie er an dem schweren Eichenholzschreibtisch in seinem Arbeitszimmer sitzt, umgeben von Diplomen, militärischen Auszeichnungen und den Fotos seiner Kameraden von den Navy SEALs – seltsame, grobkörnige Aufnahmen von blutjungen Männern, die viel zu glücklich aussehen, um Waffen zu tragen. »Sie sind im Pool.«

»Ist alles in Ordnung?«, frage ich und hasse mich im selben Moment für die Worte, die aus meinem Mund purzeln.

»Alles bestens«, sagt Drew mit fester, ruhiger Stimme. Sein selbstsicherer, entschiedener Ton beruhigt mich, und ich schäme mich dafür, meine Schwäche gezeigt zu haben.

»Ist bei dir alles in Ordnung?«, fragt er nach einer Weile. Ich versuche, seinen verächtlichen Unterton zu überhören.

»Ja«, versichere ich viel zu schnell. Ich muss mich wiederholen, in beschwingterem Tonfall und etwas langsamer, um das erste Ja auszugleichen. »Ja. Alles prima. Du brauchst sie nicht zu stören. Ich komme gegen zwei vorbei, um Victory abzuholen.«

Ich beende das Gespräch, bevor er mir weitere Fragen stellen kann, und dann mache ich mich daran, die Lebensmittel auszuladen. Während ich die Sachen einräume, schalte ich den Fernseher in der Küche ein. Auf dem Bildschirm erscheint das Bild einer dünnen Blondine mit traurigem Gesicht. Die Bildunterschrift lautet: Frauenleiche in Zentralflorida gefunden – sechster Mordfall in fünf Jahren. Aus dem Off nuschtelt sich eine Männerstimme mit schwerem floridianischem Akzent durch die Einzelheiten: keine Spuren am Fundort, Überschneidungen mit den anderen Fällen. Hastig schalte ich den Fernseher aus; solche Nachrichten sind das Letzte, was ich jetzt gebrauchen kann.

Ich versuche, das unguete Gefühl abzuschütteln, das mich beschlichen hat, und gehe meinem Tagwerk nach – Kaffee mit Ella, noch ein paar Besorgungen, dann Victory bei Drew und Vivian abholen. Als ich über Vivians Schwelle trete und mein kleines Mädchen sehe, gehört der dunkle Schatten fast schon der Vergangenheit an. Aber ich habe ihn noch nicht vergessen. Er verfolgt mich wie ein Geist.

»Alles in Ordnung, Liebes?«, fragt Vivian, als ich mir meine Tochter auf die Hüfte setze. (*Sie ist zu groß, um noch herumgetragen zu werden, Annie. Du verwöhnst sie*, sagt Gray.) Victory lässt sich erschöpft an mich sinken. Sie duftet nach einer Mischung aus Sonnencreme, Chlorwasser und Babyshampoo.

Ich drehe mich um und versuche zu lächeln. »Falscher Alarm«, sage ich. Alle kennen den Code.

»Bist du sicher?«, fragt Vivian. Ich bemerke, wie müde sie aussieht, unter ihren verquollenen Augen hängen dunkle Halbmonde. Ihre Miene verrät eine Mischung aus Liebe und Besorgnis, und am liebsten würde ich mich ihr an den Hals werfen und weinen. Es wäre nicht das erste Mal.

Hinter ihr kann ich den Golf von Mexiko sehen, der träge an den Strand schwappt. Die Rückseite des Hauses besteht komplett aus Glas. Der randlose Swimmingpool scheint direkt ins Meer überzugehen, eine sorgfältig konstruierte Illusion. Auf so etwas sind wir in dieser Familie spezialisiert.

»Mommy macht sich Sorgen«, flüstert Victory an meinem Hals. »Mach dir keine Sorgen.« Sie legt ihre Arme fester um mich, und ich drücke sie.

»Ich mache mir keine Sorgen, Schätzchen«, sage ich und fühle ein stechendes Schuldgefühl. »Ich bin nur müde.«

Bestimmt glaubt sie mir kein Wort. Wissen Sie, Kinder lassen sich nichts vormachen. Man sollte es gar nicht erst versuchen, denn sonst fangen sie an, an sich selbst zu zweifeln.

»Hast du Gray angerufen?«, fragt Vivian mit gerunzelter Stirn. Sie riecht nach Zitronengras. Sie legt eine Hand auf meinen Arm und reibt ihn sanft.

Ich versuche es mit einem beiläufigen, selbstkritischen Lächeln. »War nicht nötig.«

Sie wirft mir einen skeptischen Blick zu, sagt aber nichts mehr. Sie drückt einen Kuss erst auf meine, dann auf Victorys Wange und legt ihre fülligen Arme um uns. Als wir aus der Einfahrt rollen, entdecke ich Drew, der oben am Fenster seines Arbeitszimmers steht und uns beobachtet.

Während Victory am Nachmittag ihren Mittagsschlaf hält, sitze ich auf unserem Pooldeck, genieße den Ausblick aufs Meer und fange an, mir Gedanken darüber zu